

DNN  
10. / 11. Okt. 2020



**Extrawurst**  
Neues Stück  
Dresdner Th  
Seite 12



2018 war Kurt Drawert Dresdner Stadtschreiber.

FOTO: UTE DÖRING

## Schmerzhafte Tiefenbohrung

Kurt Drawerts Buch „Dresden“ ist schonungslose Analyse einer Familie, einer Stadt und der Gegenwart.

Von Tomas Gärtner

Kurt Drawerts „Dresden. Die zweite Zeit“, entstanden während und nach seiner Zeit als Stadtschreiber 2018, ist in seiner bohrenden Art ein aufwühlender Text. Der einen, je nach Erfahrung, die man als Leser mitbringt, hier zur Zustimmung, da zum Widersprechen reizt. Nur eines lässt er nicht zu: dass man sich selbst heraushält.

Dabei mag es nicht für jeden einfach sein, sich auf ihn einzulassen. Gleich zu Anfang packt dieser Schriftsteller und Dichter seinen philosophischen Werkzeugkoffer aus: Die Bücher der linguistisch orientierten Vertreter von Psychoanalyse und Poststrukturalismus. Wem diese Vokabeln von „Diskurs“, „Symbolischem“ über „Tausch“, „Begehren“, „Dispositiv“ bis „Semiotik“ und „Semantik“ nicht weiterhelfen, sollte dennoch nicht aufgeben. Denn die erhöhte Aufmerksamkeit dieses Autors dafür, wie gesprochen wird, führt auch zu einer beeindruckenden Präzision in seiner Sprache.

Dresden in seinem Hang, sich zum Mythos zu verklären, wird ihm zum Ort einer schonungslosen Befragung sei-

das als Initiationserlebnis: Die Begegnung mit einer unheimlichen, kalten, dunklen Realität, Kehrseite der herrlichen Ordnung und inszenierten Harmonie. Von da an nimmt er bewusster den wachsenden Widerspruch wahr.

Ein Riss tut sich auf. Einer von vielen, die sich durch seine Alltagswelt ziehen. Die zunehmende Entfernung von seinem herrischen Vater, zugleich von den autoritären Praktiken in der Schule, die Suche nach dem eigenen Weg in die Literatur, bis zur Rebellion – das ist sein autobiografischer Stoff.

Er gestaltet ihn in einer Abfolge von Textbausteinen: berichtete Erinnerung und Gegenwart, Essays, Randnotizen zu Lektüre. Er verzichtet auf Chronologie, um stattdessen das Heute mit der Vergangenheit rückzukoppeln. Er schildert wenig, durchdenkt, interpretiert mehr.

Unablässig um Fragen kreisend, wird sein Text zur Tiefenbohrung. Was er uns damit als Lesern zumutet, weiß Kurt Drawert. Fast jeden unserer Einwände gegen seinen Text finden wir einige Seiten später ausgesprochen. Bereits „Spiegelland“, sein „deutscher Monolog“, 1990/91, nach dem Weggang aus Leipzig im Westen geschrieben, hatte die Eigentümlichkeit, „Bild und Deutung zugleich“ zu sein, wegen der ständigen Reflexion vor allem über Sprache ohne kohärenten Erzählfluss, nicht leicht lesbar, wie er heute in „Dresden“ einräumt. Es nachholend zu lesen, lohnt. C.H. Beck hat das Buch, 1992 bei Suhrkamp erschienen und selbst antiquarisch kaum noch zu haben, neu aufgelegt.

Begreift man, dass all dies gar nicht anders als zerklüftet sein kann, zieht es einen hinein in einen Denkraum, von dem Drawert sagt: „Andererseits ist es mir immer um Erkenntnis gegangen, wenn ich irgendetwas schrieb, und letztendlich um poetische Erkenntnis, die auch das zur Sprache bringt, was im Dunkeln aller Wörter bleibt.“ Es ist dieser Ernst, der fasziniert. Er erinnert einen an Franz Fühmanns Essays.

Drawert versucht, der Mutter mehr Raum zu geben als dem Vater. Erkennt in ihren Putz-Ritualen: „etwas zutiefst Protestantisches, auf Verzicht, Schuld und Entbehrung Begründetes, lag in diesem psychischen Wesen der Selbstopferung“. Doch ist sie vor allem Ergänzung zum „Polizistenvater“ im „Polizistenstaat“. Den er uns nach 1989 als schwachen, seltsamen, am Ende demontierten Mann zeigt.

Das Dilemma des erinnernden Erzählers: um erklären zu können, muss er Unrühmliches über die Eltern schildern, Verdrängtes aufspüren, Verschwiegene aussprechen, muss verletzen. Sich selbst nimmt er dabei nicht aus. Findet sich unerträglich. Ertappt

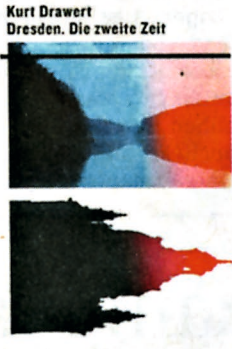
sich am Ende in einem Paradox: Anders als sein Vater zu werden, mag ihm gelungen sein. „Nur ist das Gegenteil mitunter dasselbe. Wir erben zu viel, um sagen zu können, nichts verbindet uns mit etwas.“ Und nicht überlese sie nicht: Diese winzigen, aber intensiv leuchtenden Ausnahmeformen, in denen er seinem Vater nahekommt.

Mit seinem Prinzip, unter die Oberfläche der Vorgänge zu dringen, nach der Vorgeschichte zu fragen, gelangt Drawert zu der bedenkenswerten These, der DDR-Staat sei 1989 mehr kollabiert denn gestürzt worden.

Zudem schenkt er uns einige der hellstichtigsten Analysen darüber, wie Pegida und „ihr siamesischer Zwilling, die AfD“, heute Symbole stehlen. Er fragt, was diese ewigen Demonstranten zu DDR-Zeiten taten. Wagt die These, ihr Protest könnte eine nachholende Kompensation früherer Feigheit sein. Weit vor 1989 hellhörig für heroisch hohle Propaganda-Vokabeln geworden, entlarvt er, verzichtend auf das übliche Etikett von den „Rechtspopulisten“, die großmäulige Pegida-Beauptung von „Widerstand“: „Was aber für ein Widerstand soll es sein, im Begleitschutz der Polizei am gestohlenen symbolischen Montag einen Kreis um den Dresdener Altmarkt zu laufen, despektierliche Spontane zu schwenken, die im spontanen Exzess auch zum Mordaufruf werden, und Reden anzuhören, die in ihrer Wirklichkeitsverdrehung und falschen Zeichenbesetzung genau das tun, wogegen sie agitieren? Dieser Widerstand kostet nichts, riskiert nichts und bedarf keiner Energie außer der, die man für einen Spaziergang benötigt; er ist keiner.“

Letztlich aber zielt dieser Text in seiner existenziellen Unerbittlichkeit auf das sprechende Ich. Man kann ihn lesen als Ermutigung, mehr auch über sich selbst in seinen Familienbeziehungen zu erfahren. Wobei er uns zeigt, welchen Preis man dafür zu zahlen bereit sein muss. Sein Text handelt von Rissen, Schnitten, Narben, von seelischem und körperlichem Schmerz, von der Unmöglichkeit, der Schuld zu entkommen.

Aus seiner schmerzhaften Erfahrung hat dieser Autor ein Gespür entwickelt für Formen autoritärer Bevormundung des Individuums. Die sind mit dem Ende der DDR nicht verschwunden. Sie treten heute nur in anderer Gestalt auf. Im Gewand eines digitalen Services etwa, der unsere Bequemlichkeit bedient im Austausch gegen unsere privatesten Daten, oder einer Fortschrittsparanoia, einem totalitären Szientismus und Technizismus. Das reißt er vorerst nur an. Vielleicht folgt er dieser Spur. Womöglich hätten wir abermals Erhellendes von ihm zu erwarten.



Kurt Drawert: Dresden. Die zweite Zeit. C. H. Beck. 294 S., 22 Euro

Die Sächsische Akademie der Künste hat den Autor am 13. Oktober, 19 Uhr, ins Dresdner Stadtmuseum zum Gespräch mit Ingo Schulze über „Dresden über den Roman“ eingeladen. Anmeldung per E-Mail [anmeldung@sadk.de](mailto:anmeldung@sadk.de)

„  
Poetische Erkenntnis,  
die auch das zur  
Sprache bringt,  
was im Dunkeln aller  
Wörter bleibt.“

Kurt Drawert  
Autor

ner selbst, seiner Familie, der DDR-Geschichte, zum Epizentrum der aufgeheizten Situation in Sachsen und Ostdeutschland heute. Am bemerkenswertesten ist zu sehen, wie all das ineinandergreift. Selten wird einem so politisch, wie sehr Privates zugleich politisch ist.

Dresden ruft nicht nur Erinnerungen in ihm wach, es reißt alte Wunden auf. 1967 zog die Familie mit dem damals Elfjährigen aus dem kleinen brandenburgischen Hohen Neuendorf in die Großstadt, wo der Vater eine leitende Stelle bei der Kriminalpolizei bekam. 1968 begrüßt der Junge mit anderen begeisterten Pionieren auf der Ernst-Thälmann-Straße sowjetische Panzer, wird ermuntert, in einen hineinzuklettern – wo ihn Angst, Panik, Todesahnung überfallen. Er beschreibt